

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. Kreisausgabe Rastatt. 1943-1944 1943

321 (20.11.1943)

Verlagsbüro: Sammler 3-4 Fernsprecher 7927 bis 7931 und 8902 bis 8903, Postfach 2988 (Vergeltung) 8783 (Reichsangehörige), Postfach 2988 (Vergeltung) 8783 (Reichsangehörige), Postfach 2988 (Vergeltung) 8783 (Reichsangehörige)...

Der Führer

DAS HAUPTORGAN DER NSDAP GAU BADEN DER BADISCHE STAATSANZEIGER



Einzelpreis 10 Rpf. Außerhalb Baden 15 Rpf.

Karlsruhe, Samstag, den 20. November 1943

17. Jahrgang / Folge 321

Hull bestätigt den Verrat an Europa

Nur Deutschland und seine Verbündeten haben die Kraft, die Bolschewisierung Europas zu verhindern

Genf, 19. Nov. Der Außenminister der USA, Cordell Hull, erklärte dem Kongress Bericht über die Moskauer Konferenz. Nach einer weit ausladenden Einleitung, die geschickt war mit agitatorischen Redensarten, umhüllte sich Hull zu dem Gehändnis begeben, daß die Konferenz in Moskau nicht die Wünsche der USA und Englands erfüllt hätte. Wenn man den ganzen Probenebel vor seinen Ausführungen nimmt, so bleibt die Botschaft übrig, daß die Anglo-Amerikaner den Sowjets in Europa freie Hand angeboten haben.

Einrichtung einer beratenden Kommission in Europa mit dem Sitz in London mit, die aber keine exekutive Vollmacht besitzt. Damit gab Hull zu verstehen, daß diese Kommission lediglich eine Verlegenheitslösung darstellt, um der Welt Sand in die Augen zu streuen und die Hauptprobleme zu verunsichern. Bei aller optimistischen Darstellung mußte sich Hull schließlich auch noch geteufelt, daß die intensiven Verhandlungen, die zwei Wochen gedauert hätten, zu keiner Lösung für alle die Probleme geführt hätten, denen die USA gegenüberstehen. Daran schloß Hull die Bemerkung, daß ja diese Verhandlungen auch nicht dazu bestimmt gewesen seien, eine solche Lösung herbeizuführen. Da man für gewöhnlich Konferenzen einberuft, um Probleme zu lösen, so bedeutet diese Nichterreichung nichts anderes als das Gehändnis, daß die vorliegenden Probleme in Moskau eben angesichts der Stalinischen Forderungen keine verwertbare Erleichterung gefunden haben.

Daß die Plutokratie die Unruhe bei den kleineren Staaten wegen der Auslieferung an die Sowjets und wegen der allgemeinen Unterordnung unter die Diktatur der Großräubermächte immerhin als leichte Beeinträchtigung der Profitaufschüsse empfinden, die vorläufig den wahren Inhalt der Moskauer Vereinbarungen verdecken soll, geht aus Bemerkungen Hulls und Edens hervor, die kleineren Staaten zu beruhigen, sie würden ebenfalls berücksichtigt werden. Hull sprach sogar von „Souveräner Gleichberechtigung zwischen den Nationen ohne Rücksicht auf ihre Größe.“ Die Protokollveröffentlichung der „Isweitia“ gegen die Verleumdungen einiger englischer Blätter, die Moskauer Ergebnisse in einem für die Interessen der kleinen Staaten und Staatenbünde günstigen Sinne auszulagern, ist die beste Erklärung zu dem Wahheitsgehalt dieser Hullschen Verleumdungen. Die Sowjet-Litanei hat durch die „Isweitia“ rechtlich ihren Anspruch auf volle Diktatur über Europa

und alle dortigen kleinen Völker angemeldet. Das Verbot, sich zusammenzuschließen oder irgendwie gegen die verhängte Sowjetdiktatur aufzumucken, ist in der Tat ein sprechender Kommentar zu Hulls Phrasen von „Souveräner Gleichberechtigung.“ Wenn England und die USA in Moskau nicht einmal den Versuch machten, der Bolschewisierung Europas den Weg zu verlegen, so liegt das, wenn sie es überhaupt gewollt hätten, daran, daß sie es gar nicht können. Das hat auch die völkerverleumderische Rede Hulls erneut bestätigt. Die einzige Macht, die die Bolschewisierung Europas zu verhindern vermag, ist Deutschland mit seinen Verbündeten. Diese Macht wird durch fanatischen Enthusiasmus der letzten Jahrhunderte auf Europa lastenden Druck Englands ebenso beseitigen wie die Weltgefahr des Bolschewismus. Wenn den Moskauer Beschlüssen, die nur einen Verrat an Europa darstellen, wird dann nichts mehr übrig bleiben.

Sowjetische Durchbruchsangriffe westlich Smolensk vereitelt

Nur schwächere Angriffe im Dnjep-Bogen — Deutscher Gegenangriff bei Kiew schreitet fort — Drei Inseln bei Leros besetzt — Neuer Terrorangriff auf Mannheim — 46 Feindbomber abgeschossen — Einzelziele in London bombardiert

Während der Führerhauptquartier, 19. Nov. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Im großen Dnjep-Bogen greift der Feind bei anhaltendem Regenwetter gefehert nur mit schwachen Kräften an; er wurde überall abgewiesen. Auch bei Tschernjass blieben mehrere Angriffe und Ueberseverlände des Feindes erfolglos. Durch zahlreiche heftige aber vergebliche Angriffe im Kampfgebiet von Kiew vermindert die Sowjets das Fortschreiten des Gegenangriffes zu unterbinden. Unsere Truppen drängen den harten Widerstand des Feindes, erweikerten in hohem Maße ihren Angriffserfolg und nahmen eine Anzahl von Feindzäh verbleibender Dörfern. Im Raum von Kozrosten dauern die erbitterten Kämpfe unvermindert an. Im Abschnitt von Ketschikja kam es ebenfalls zu anhaltenden Kämpfen. Starke feindliche Vorstöße wechselten mit wichtigen eigenen Gegenangriffen. Westlich Smolensk vereitelt unsere bewährten Divisionen auch gefehert alle mit überlegenen Kräften unternommenen Durchbruchsangriffe der Sowjets und fügten dem Feind wiederum hohe Menschen- und Panzerverluste zu. Südwestlich Kiew wurden einige aus dem Einbruchraum vorstehende feindliche Abteilungen zum Kampf gestellt und nach zum Teil harten Kämpfen zerstreut. An der erfolgreichsten Abwehr des feindlichen Ansturms westlich und nordwestlich Smolensk nahmen das zweite Bataillon des Grenadier-Regiments (mot.) 119 unter Führung von Major Regenagall, die schiffliche 14. Panzer-Division unter Führung von Generalmajor Finerle und die sibirische 300. Panzer-Division unter Führung von Generalleutnant Ritter hervorragenden Anteil. In Südrussland verlief der Tag, abgesehen von lebhaften Vorpostengefechten im Ostabschnitt der Front, im allgemeinen ruhig. Im Agassischen Meer liehen leichte deutsche Seestreitkräfte gefehert gegen die nordlich und nordwestlich Leros gelegenen Inseln Lipso, Patmos und Jcaria vor. Sie zwangen die badolohörige italienische Besatzung dieser Inseln zur Waffenstreckung und brachten umfangreiche Beute ein. Feindliche Fliegerverbände griffen am gestrigen Tage norwegisches Gebiet und in der vergangenen Nacht mehrere Orte in West- und Norddeutschland, darunter auch die Reichshauptstadt, an. Größere Schäden werden aus Mannheim gemeldet. Die Bevölkerung hatte geringe Verluste. Luftverteidigungsstreitkräfte vernichteten bis bisher vorliegenden Meldungen 46 britisch-amerikanische Bomber. Deutsche schwere Kampfflugzeuge bombardierten in der Nacht zum 19. November Einzelziele im Stadtgebiet von London.

Brand zu decken, dies konnte jedoch teilweise verhindert werden. Die Beschädigung einer unbeschädigt gelandeten Maschine gab an, sie sei von einem englischen Flugplatz ausgeföhrt worden, und zwar zur Suche nach mehreren Bombern, die nach einem Unternehmen gegen Norwegen über der Nordsee vermisst worden waren. Das schwedische Außenministerium hat bereits die Einlegung eines Protestes in London oder Washington angekündigt. Der Angriff auf Lund erfolgte, trotz heller Beleuchtung der Stadt. Jede Verweigerung mit norwegischem, dänischem oder deutschem Gebiet war also ausgeschlossen. Der ursprünglichen Annahme, es habe der Notwurf eines in Schweregefahren geratenen Flugzeuges vorgelegen, wurde. Das Flugzeug enterte sich nach veränderter Zeit in nördlicher Richtung. Die Schäden sind immerhin so groß, daß die Glasvorräte in Lund nicht ansreichten. Nachträglich sind auch noch mehrere Einschläge auf einem Friedhof festgestellt worden. „Attonblad“ weist mit bemerkenswerter Schärfe darauf hin, es müsse von einem regelrechten Angriff geredet werden. Solche „Fremde“ seien vom schwedischen Standpunkt aus unentschuldigbar, zumal das nicht der erste Fall sei. Die schwedische Regierung müsse jetzt auch nach der anglo-amerikanischen Seite den Ton verschärfen. Das Blatt macht insbesondere darauf aufmerksam, daß gleichzeitig amerikanische Bomber bei hellen Tageslicht in Schweden einfliegen und ohne Beschädigung einen dicht besiedelten Industriebezirk überqueren konnten, bis sie schließlich bei einer Flugzeugfabrik landeten. Das oppositionelle „Follets Dagblad“ bemerkt, dieser Fall enthalte wenigstens unbarmherzig die Identität jener „fremden“ Flugzeuge, die ab und zu geschwaderweise schwedisches Gebiet zu überfliegen pflegen, aber von den schwedischen Instanzen stets so schmerzlich wiedererkannt würden, weil sie nämlich der englischen Luftwaffe angehören.

Chitimir zurückerobert * Berlin, 19. Nov. Am Zuge der deutschen Gegenangriffe im Südbalkan der Ostfront wurde heute die Stadt Chitimir zurückerobert.

Terrorangriff gegen schwedische Universitätsstadt

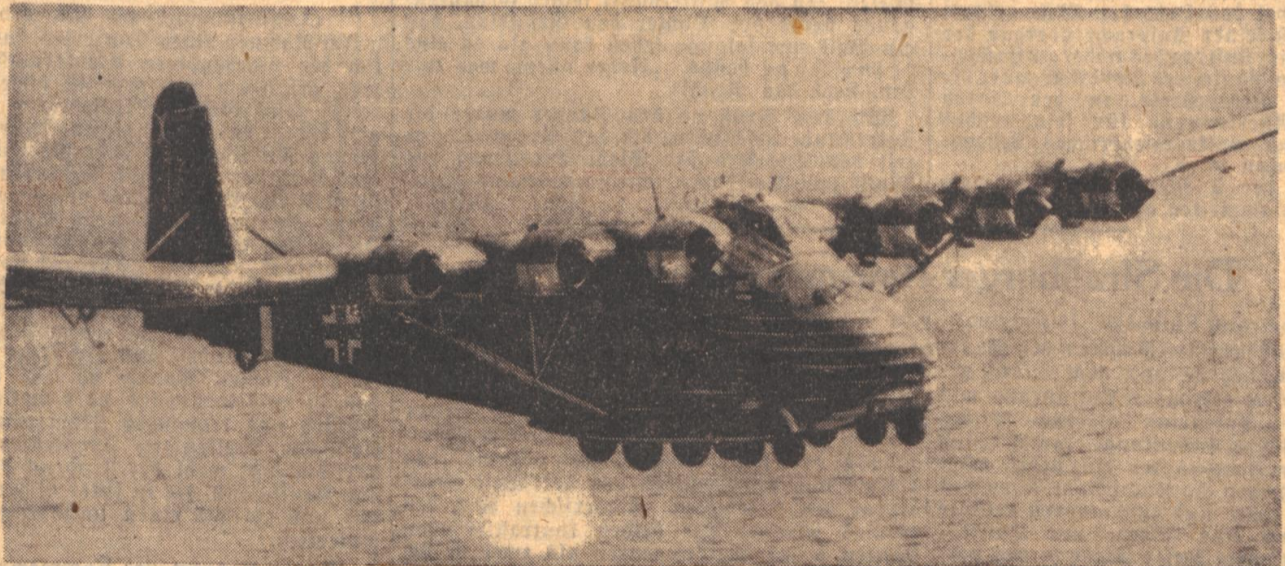
Anglo-amerikanische Bomben auf Lund — Notlandung dreier USA-Bomber — Schwedischer Protest angekündigt

H. W. Stockholm, 19. Nov. Die anglo-amerikanischen Terror-Luftstreitkräfte gegen Europa liehen in der Nacht zum Freitag Schweden nicht aus. Ueber der schwedischen Universitätsstadt Lund wurden zahlreiche Bomben, darunter auch Wasserbomben, abgeworfen, und es wurde hierdurch großer Schaden herbeigeföhrt. Dornier- und Dornier-Flieger nur 400 Meter von einigen Einschlagstellen entfernt. Die Presse erklärt: „Phantastischer Unfallsfall rettete Lund vor Vernichtung.“ Militär an der Umgebung ist zur Abperrung und Abklärungseinsätze eingetroffen. Ein Teil der Stockholmer Presse verachtet, trotz vorliegender Beweise — in Lund vorgefundene Brandbomben konnten mißlos als englische erkannt werden — die Behauptung zu verbreiten, die Identität der Angreifer sei nicht zu ermitteln. Die meisten Ueberflieger sind „Dornier-Flieger“ lazen wahrheitsgemäß „englischer Bomber entledigt sich seiner Bombenlast.“ Das Blatt meldet, daß in Lund sofort nach den Explosionen Gerüchte verbreitet wurden, die Bomben seien deutsche — ein interessanter Beweis dafür, wie raffiniert die anti-deutsche Agitation auf solche Vorfälle vorbereitet ist. Später sei jedoch bestätigt worden, daß es sich um ein englisches Flugzeug handelte. Die Angreifer näherten sich Lund in der 10. Abendstunde. Durch die Bombenabwürfe und deren Explosionen, die bis Malmö vernehmbar waren, wurden große Glaschäden in den nördlichen Stadtteilen angerichtet. Es entstand zum Teil Panik, und die Bergungsmannschaften hatten Mühe durchzukommen. Zwei Bomber fielen in die Nähe einer Transformatorstation und zahlreiche Brandbomben auf die Gasanlagen, deren Verfehr vorübergehend geherrt werden mußte. Ein Frauenheim wurde beschädigt. Eine Gärtnerei neben einem Kaufmannshaus wurde durch eine Luftmine fast vollständig zerstört. Hier und da entstanden Brände.

Brand zu decken, dies konnte jedoch teilweise verhindert werden. Die Beschädigung einer unbeschädigt gelandeten Maschine gab an, sie sei von einem englischen Flugplatz ausgeföhrt worden, und zwar zur Suche nach mehreren Bombern, die nach einem Unternehmen gegen Norwegen über der Nordsee vermisst worden waren. Das schwedische Außenministerium hat bereits die Einlegung eines Protestes in London oder Washington angekündigt. Der Angriff auf Lund erfolgte, trotz heller Beleuchtung der Stadt. Jede Verweigerung mit norwegischem, dänischem oder deutschem Gebiet war also ausgeschlossen. Der ursprünglichen Annahme, es habe der Notwurf eines in Schweregefahren geratenen Flugzeuges vorgelegen, wurde. Das Flugzeug enterte sich nach veränderter Zeit in nördlicher Richtung. Die Schäden sind immerhin so groß, daß die Glasvorräte in Lund nicht ansreichten. Nachträglich sind auch noch mehrere Einschläge auf einem Friedhof festgestellt worden. „Attonblad“ weist mit bemerkenswerter Schärfe darauf hin, es müsse von einem regelrechten Angriff geredet werden. Solche „Fremde“ seien vom schwedischen Standpunkt aus unentschuldigbar, zumal das nicht der erste Fall sei. Die schwedische Regierung müsse jetzt auch nach der anglo-amerikanischen Seite den Ton verschärfen. Das Blatt macht insbesondere darauf aufmerksam, daß gleichzeitig amerikanische Bomber bei hellen Tageslicht in Schweden einfliegen und ohne Beschädigung einen dicht besiedelten Industriebezirk überqueren konnten, bis sie schließlich bei einer Flugzeugfabrik landeten. Das oppositionelle „Follets Dagblad“ bemerkt, dieser Fall enthalte wenigstens unbarmherzig die Identität jener „fremden“ Flugzeuge, die ab und zu geschwaderweise schwedisches Gebiet zu überfliegen pflegen, aber von den schwedischen Instanzen stets so schmerzlich wiedererkannt würden, weil sie nämlich der englischen Luftwaffe angehören.

Chitimir zurückerobert * Berlin, 19. Nov. Am Zuge der deutschen Gegenangriffe im Südbalkan der Ostfront wurde heute die Stadt Chitimir zurückerobert.

Chitimir zurückerobert * Berlin, 19. Nov. Am Zuge der deutschen Gegenangriffe im Südbalkan der Ostfront wurde heute die Stadt Chitimir zurückerobert.



Das größte Landflugzeug der Welt

Der „Gigant“ ist ein von den Messerschmitt-Werken geschaffenes sechsmotoriges Großraumflugzeug Me 323, das von der deutschen Luftwaffe seit einiger Zeit eingesetzt ist und sich bereits bei mehreren Operationen unserer Wehrmacht als Transporter besonders für weite Strecken bewährt hat. — Ruhig und sicher zieht das Großtransportflugzeug seine Bahn. PK-Kriegsbericht Seeger (All-Sch)

Kreisausgabe Rastatt

Erstausgabe: Der Führer erscheint wöchentlich 7 mal als Wochenzeitung und zwar in fünf Ausgaben: Hauptausgabe, Gauausgabe, Kreisausgabe für den Kreis Rastatt und Worbisheim, Kreisausgabe für den Kreis Rastatt und Worbisheim, Kreisausgabe für den Kreis Rastatt und Worbisheim, Kreisausgabe für den Kreis Rastatt und Worbisheim, Kreisausgabe für den Kreis Rastatt und Worbisheim...

Estland mobilisiert

Von Dr. Mae, Erstem Landesdirektor in Estland

Gerade wir Esten, die den Bolschewismus im eigenen Land erlebt und Blutzeugen gegen diesen schändlichen Terror geworden sind, treten jetzt einmütig zum Kampf gegen die aus dem Osten drohende Gefahr an. Ich habe die Mobilisation angeordnet, und das ganze estnische Volk wird sich einmütig an der Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus beteiligen. Der Jahrgang 1925 wird zum Wehrdienst einberufen, und ich habe weiter eine vorläufige Ausbildung in den Schulen angeordnet. In der Bewaffnung mobilisierter estnischer Männer durch das Deutsche Reich sehen wir einen Beweis des uns entgegengebrachten Vertrauens und der uns zuteil werdenden Anerkennung. Wir werden uns dessen würdig erweisen.

Estland hat in seiner tausendjährigen Geschichte einen fortwährenden Abwehrkampf gegen die aus dem Osten vordringenden Rastie geführt. Der erbitterte Kampf begann 1918, da Estland von den Sowjets angegriffen wurde. Es war ein schwerer Krieg, und so mancher war bereit, auf die physischen Worte und Verbrechen der Bolschewisten zu hören; so mancher hat den Kampf des estnischen Volkes gegen die hundertmal härtere Sowjetunion als aussichtslos angesehen. Die estnische Armee aber wurde aus Freiwilligen zusammengestellt, die aus Ueberzeugung gegen den Bolschewismus kämpften. Doch allein mit ihrem starken Fanatismus konnten sie die sowjetischen Waffen nicht überwinden, und so wurde für einige Zeit die Hälfte des Landes von den Bolschewisten besetzt. Es begann ein Exzessionsregiment, ein bestialisches Hinmorden aller, die dem Bolschewismus in den Weg kamen. Als furchtbare Genfer müteten Angehörige chinesischer Regimenter, die ihre Opfer auf unvorstellbare Weise zu Tode martierten. Wir Esten wurden so in furchtbare Notlage versetzt, die dem bestialischen Bolschewismus. Wir aber wehrten uns mit allen Kräften gegen diesen entsetzlichen Terror, und das gesamte Volk vereinigte sich in dem verbrüdernden Kampf gegen die Sowjetunion.

Seit diesem blutigen der Jahre 1918 bis 1920 ist das estnische Volk überzeugt von dem notwendigen Kampf gegen die Kommunisten. So wurde sofort die kommunistische Partei und jede Betätigung dieser Elemente im Lande verboten. Ein hartes Schicksal aber brachte für Estland, das sich Jahre hindurch gegen die vom Osten drohende Gefahr gekämpft hatte, erneut ein furchtbares Grauen, als die Sowjets im Jahr 1940 den Vertrag mit Estland plötzlich brachen und das kleine Land wiederum angriffen. Die Erfahrungen des letzten Krieges hatten gelehrt, und auch ganz Europa mußte es klar erkennen, daß Estland mit Hilfe der Sowjetunion nicht widerstehen konnte und sich so dem Moskauer Ultimatum einfach fügen mußte, um das estnische Volk vor der Ausrottung durch den Bolschewismus zu bewahren. Die Sowjetunion verlangte, militärische Stützpunkte gegen Pacht zu übernehmen gegen die Zufuhr von, die staatliche sowie die wirtschaftliche Souveränität Estlands nicht anzuerkennen. Die Entwicklung der Dinge aber entlarvte die wahren Ziele Moskaus.

Raum hatten die Sowjets die estnische Küste erreicht, darüber hinaus sogar die vertriehliche Grenze überschritten und mittels größerer Mengen an Truppen und Kriegsmaterial ins Land gebracht, als vorgeesehen war, da gegen auch sofort die Unterdrückung des Estlands. Die GPH. übernahm die Macht und begann das estnische Volk auf furchtbare zu terrorisieren. Der Welt gegenüber wurde eine „verordnete“ vorgepielt und die Lage so beurteilt, als ob sich Estland freiwillig mit der Sowjetunion einigt hätte. Das Land aber wurde völlig von der übrigen Welt abgeschnitten. Der bolschewistische Terror wütete in Städten und Dörfern. Sofort begann die Versteppung von Esten nach Sibirien. Massenräuber der GPH. die wir aufgefunden haben, zeigen, mit welcher Bestialität die Opfer vernichtet worden sind. Ein Jahr bolschewistischer Herrschaft in Estland bedeutete schon für unser Volk den Verlust von 100 000 Menschen und den völligen Ruin unserer gesamten Wirtschaft. Das war für uns eine furchtbare Erkenntnis. Um so entschlossener, um so selbstverständlicher haben sich nun Zehntausende freiwilliger Esten der deutschen Wehrmacht und der Waffen-SS zum Kampf gegen den Bolschewismus angeschlossen. Die Hellen „Estland“ konnte bereits zu einer estnischen Brigade ausgebildet werden. Die bolschewistische Gefahr ist noch nicht gebannt. So wie im Freiheitskrieg 1918-1920 alle estnischen Kräfte für den Kampf gegen den Bolschewismus mobilisiert waren, sehen sie auch heute wieder geschlossen und in neuer Stärke. Ich möchte nur wünschen, daß alle im gegenwärtigen Krieg durch Deutschland von der englischen Beeinflussung befreiten Länder zu der gleichen wahren Erkenntnis kommen und sich in die Reihen der kämpfenden Nationen einordnen. Ich bin überzeugt, daß das Deutsche Reich jedem Kämpfer gegen den Bolschewismus das gleiche hohe Vertrauen wie Estland entgegenbringen wird.

Das estnische Volk ist meinem Mobilisationsbefehl in voller Bereitschaft geföhrt. Es hat durch diese Mobilisation seine einmütige und unabänderliche Einstellung dem Bolschewismus gegenüber be-

„Hilfszug Bayern“ im Terroreinsatz

Im Frieden bewährt, im Kriege unentbehrlich — Schnelle Hilfe nach Bombennächten

PK. Gegen die Windstöße und Zeltplanen der Lastwagen, die sich mühsam durch den dunklen Waldweg zur Hauptstraße vorarbeiten, klaffen die Hände und nasse Zweige. Wenn ein Schlagloch ein Fahrzeug tief in die Fiebern sinken läßt, hört man das metallische Schreppern gegen einanderstößender Kanten und Kessel. Sekunden noch liegt das dumpe Brummen der langen Wagenkette in der Luft, dann umfängt wieder die Stille der Nacht das kleine Waldstück, in dem das Lager untergebracht ist.

Kaum eine Stunde nach dem Angriff . . .
Obwohl alles fast lautlos vor sich geht, herrscht zwischen den dichten Bäumen und auf der kleinen Sichtung ein reges Treiben. Unterbrochen eilen Schatten hin und her; Rufen und Sätze werden herangeschleppt und große Vorratsstapel wandern in wenigen Augenblicken zur Klippe in der Mitte des Lagers, wo leichter Rauch fröhlich in die klare Luft steigt, im Dämmerlicht einiger klar abgegebener Lampen kaum erkennbar, eine riesige Kesselanlage.

Die Zeit, als der blaßfarbige Himmel plötzlich hell und feurig erglänzte, als hantierende Lasten herunterstürzten und flimmernde Leuchtstoffe ihr aufreizendes Licht über das Land säuberten, ist kaum vorüber. Noch dröhnt das müde Wellen der Klaf-Batterien in den Ohren, noch immer sehen die erregt an ihren Kanten und Kesseln hantierenden Frauen und Männer die Angriffsnacht vor sich. Aber sie dürfen ihren Gedanken jetzt nicht nachhängen, ihre Aufgabe ist, so schnell wie irgendmöglich den Betroffenen Hilfe zu bringen.

Schon während des feindlichen Terrorangriffs kam die Meldung, welche Stadt am meisten der Hilfe bedürftig. Nur eine Fahrstunde weit lag sie vom Lager entfernt. Knapp eine Stunde später sind bereits die ersten Wagen mit heißem, schwarzem Kaffee unterwegs. Er wird zusammen mit in fliegender Eile ausgetrockneten Brotkrumen die erste Erfrischung nach den Aufregungen und furchtbaren Schrecken bilden.

Noch moderner und vollkommener als früher

Dann kommt der Befehl, ein schwachhaftes Mittagessen vorzubereiten, denn es ist damit zu rechnen, daß viele in der heimgefahrenen Stadt jede Möglichkeit, sich selbst eine warme Mahlzeit zu kochen, verloren haben. Wohl jetzt liegt gerade in solchen Nächten, die von jedem einzelnen das Letzte an Tapferkeit und unbedingtem Mut verlangen, das Kameradschaft und Hilfsbereitschaft von Nachbarn und früher völlig unbekanntem Menschen oft die erste Not zu lindern vermögen. Trotzdem aber bleibt die Unterbringung der Partei und des Staates entscheidend.

In den am meisten luftgekühlten Gebäuden des Reiches sind neben anderen leitungsfähigen Einrichtungen auch Teile des „Hilfszuges Bayern“ eingesetzt. Bekannt aus dem Frieden, wo man sich keinen Parteilager, keinen Lagerplatz und überhaupt keine größere Veranstaltung ohne den motorisierten „Hilfszug Bayern“ denken konnte, der für die Verpflegung und das ganze Leibliche Wohl aller Teilnehmer sorgte, ist der Zug nun voll und ganz auf die Kriegsbereitstellung umgestellt.

Es war schon früher jedesmal wieder ein Wunder, mit welcher Pünktlichkeit in den Zeltlagern und Mäntelunterkünften die großen, glänzenden Essentannen angefahren kamen und wie gut das Essen dann auch schmeckte. Vieles in der Organisation und den technischen Einrichtungen mußte seitdem geändert und modernisiert werden, neue Anlagen und Geräte kamen hinzu, wertvolle Erfahrungen wurden sofort nutzbar gemacht. Schließlich aber, oder vielmehr noch gesteigert ist die Schnelligkeit des Einsatzes und die Qualität des Essens.

Eine Batterie mächtiger Kochkessel

Während in der getroffenen Stadt auf den Straßenplanungsstellen und an die seit Stunden ununterbrochen schaffenden Hilfsmannschaften Kaffee ausgegeben wird, bereiten die Männer des Hilfszuges im Lager das Mittagessen, das vielen Zantend ermüdeten und von den Anstrengungen der Nacht abgekämpften Menschen neue Kraft geben soll.

So wie die Hausfrau im kleinen ihre Pflichten führt, vorher ihre Zutaten abwägt und

immer wieder abschmeckt, so geschieht es hier im großen. Nur daß hier statt mit Gramm mit Kilogramm und ganzen Zentnern gerechnet wird. Viele literfassende Bottiche dienen zum Abmessen der Gewürze und Teigmengen, der Hüllenschnitz und der Kartoffeln. Rasenlos surren dann die Kartoffelschälmaschinen, bis der vorher genau berechnete Vorrat fertig ist. Frauen der NS-Frauenstaffel helfen dabei an den verschiedensten Stellen tatkräftig mit.

In zwei Reihen, je sechs nebeneinander, stehen die mächtigen Kochkessel wie zu einer Batterie vereint in der Mitte des Lagers. Jedes Teil — alles ist verchromt oder von einer spiegelnden Emailschicht überzogen — glänzt vor Sauberkeit; und peinliche Reinlichkeit ist auch höchstes Gebot des ganzen Hilfszuges. Wenn die Kessel gereinigt werden, kann man am besten ihre Größe erkennen. Aufrecht in ihnen liegend schweben die Frauen die glatten Flächen sauber. Nur die Köpfe schauen bei dieser Arbeit über den Rand.

Mit Oelfeuerung wird gekocht

Der Koch hat natürlich längst seine Erfahrungen beim Kochen solcher Mengen. Auf manchem Aufmarsch im Frieden schon bereitete er für Tausende und aber Tausende eine leckere Geflügelsuppe. Er hat es gar nicht notwendig, seine Gemüts genau abzumessen, eine Sandvölle oder zwei, je nachdem, das sind keine Maße. Obwohl er dabei manchmal willfährig zu handeln scheint, so werden seine Gerichte immer vorzüglich, ob es nun Nudeln, Eintopf, Rindfleisch mit Fleisch oder Gemüsesuppe gibt.

Für das Zubereiten und Kochen wird nur die unbedingt notwendige Zeit aufgewendet.

Plötzlich waren wir in der Sowjetstellung

Des NSKK-Mannes E. „Besuch bei den Sowjets“ und seine glückliche Heimkehr

Es ist meist nicht zu vermeiden, daß sich besonders in Sumpf- und Moorgebieten die Fronten ineinander treffen und verzahnen und man oft nicht genau weiß, wo Freund und wo Feind ist. Damit muß jeder Grenadbatterierechnen, und damit haben sich auch die Männer der NSKK-Transportkompanie im Gebiet der Pripietümpfe längst abgefunden. Sie wissen, daß sie in einem der schönsten Gebiete für motorisierte Kolonnen liegen, und sie sind stolz darauf, daß sie gerade hier im Nachschub und Transportdienst eingesetzt sind.

Daß die Nachschubkompanien dabei fast täglich Feindberührung haben und immer wieder hervorragende Beispiele ihrer Kampfkraft und Ueberlegenheit geben, möge das Erlebnis des NSKK-Strurmannes Franz E. aus Mänden beweisen.

Schwere Tage lagen hinter der 4. Kompanie. Unter äußerstem Einsatz aller gelang es, bei den Hebewebungen sämtliche Waffen, Geräte und sonstigen Produkte ordnungsgemäß zurückzuführen.

Strurmann E. erhielt den Befehl, mit seinem Zug und noch einigen Männern nach C, einem Dorf östlich Sogol, zu fahren und dort noch einiges Material zu bergen.

Schon war das Wetter, die Sonne schien trotz der vorgerückten Herbstzeit immer noch wärmend über dem Land, als sich E. mit seinem Zug auf der Straße vorsetzte. Straßen waren nur auf der Karte verzeichnet, in Wirklichkeit war nicht mehr zu sehen als eine ausgefahrene Spur. In diesen Sumpfbereichen gleicht eine Spur der anderen, und so kam es, daß sich der kleine Räumtrupp plötzlich verfahren hatte. Und davon berichtet Strurmann E. selbst:

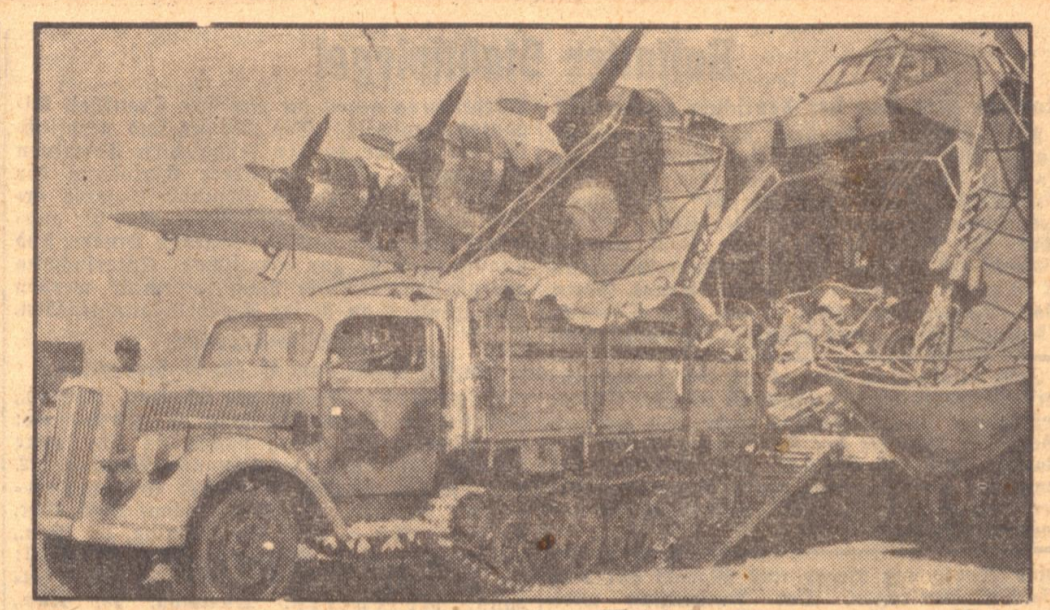
„Da liegt da niada, sag i, wiache mir die Augen, glaube an a Rata Morogana, aber es war die rauche Wirklichkeit. Ich dachte, da neben uns links und rechts der sogenannten Straße schaukelten doch Volkswagen! Sie waren mit Stellungsbau beschäftigt. Verdammte haarige Situation. Zum Glück klammerten sie sich nicht um uns, und wir taten in diesem Augenblick das Beste. Wir fuhren durch, immer weiter, um im Dorf außer Sichtweite unseren Wagen drehen zu können. Ich drückte ordentlich auf die Tube, raute ins Dorf rein und würde den Gedanken nicht los, daß wir tatsächlich

Dennoch schnell soll ja die Hilfe in der bombardierten Stadt sein. Beschlusmig wird das Kochen noch durch die an den Kesseln eingerichtete Oelfeuerung, die ganz beträchtlich längere Kochzeiten erlaubt, als es mit Kohlen oder Elektrizität möglich wäre.

Am frühen Morgen die Wagenkolonne, die den Rest in die Stadt geladen hat, zurückkehrt, ist das Mittagessen fertig. Dampfend stehen schon die gefüllten Kanister und Gefäße zum Abtransport bereit. So holten die Lastwagen eine halbe Stunde später erneut über den schmalen Waldpfad der Hauptstraße zu. Außer der nahrhaften Suppe bringen sie in den ersten Tagen nach der Terrornacht auch zusätzliche Verpflegung wie Milch, Bonbons und Reis mit.

Tag für Tag und Nacht für Nacht sind die Männer und Frauen des „Hilfszuges Bayern“ an der Arbeit, wenn die Not es erfordert. Immer noch bleibt für die betroffenen Menschen in den vom Feind brutal bombardierten Städten eine schwere Last übrig, die ihnen niemand abnehmen kann. Hart und tapfer müssen ihre Herzen sein, wenn sie diese Prüfung bestehen wollen. Aber was an kameradschaftlicher Hilfe zur Erleichterung ihrer Lage getan werden kann, wird getan. Der Hilfszug mit allen seinen verschiedenen Punkten eingegliederten Abteilungen ist in diesem Moment in einwärtiger Stellung. Jedoch auch er ist wichtig, um den Menschen in den vom feindlichen Luftterror bedrohten Städten zu helfen und ihnen die physische Kraft zu geben, alle Strapazen und seelischen Belastungen auszuhalten.

Kriegsbericht Jochen Scheurmann.



(PK-Aufnahme Kriegsbericht Seeger, Atl. Z.)



Fast unerschöpflich ist der Bauch des „Gigant“ der sechsmotorigen Me 323, des größten Landflugzeuges der Welt. Munition, Verpflegung, Mannschaften mit voller Ausrüstung bis zu 130 Köpfen, ja sogar Geschütze, Panzer und vollbeladene Lastkraftwagen nimmt der Rumpf auf.

Das rauchende Schwitzbad / Strafmethoden der USA - Welpostel

Wie es um die sogenannten Menschenrechte und um jene demokratischen Grundzüge, für die die Amerikaner zu kämpfen vorgehen, in dem Idealkreislauf Roosevelts selbst bestellt ist, davon gibt in ihrer letzten Novembernummer die amerikanische Zeitschrift „Life“ ein höchst aufschlußreiches Bild. „Life“ veröffentlicht eine Schilderung über die Zustände in den Justizhöfen und Gefängnissen des nordamerikanischen Bundesstaates Georgien, die, das muß die USA-Zeitschrift selbst zugeben, alle Berichte über die angebliche Brutalität des Mittelalters weit in den Schatten stellen. Es handelt sich dabei nicht um die Behandlung widerpenitentier Verbrecher, gegen die man mit aller Härte vorgehen muß, sondern zum größten Teil um amerikanische Bürger, die wegen oft geringfügiger Vergehen zu längeren Gefängnisstrafen verurteilt wurden und denen man in der Regel mit langjährigen Justizhülfern die gleiche Behandlung angedeihen läßt.

Es ist im Staate Georgien Grundbesitz, die Gefangenen zu Straßen- und Erdarbeiten auf dem Lande einzusetzen, wobei sie, immer „Life“ zufolge, wie Tiere zusammengetrieben in der für recht dazuliegenden Weise in die Hände der Wärter, die von Blutbanden begleitet sind, müssen die Häftlinge ebenso wie die Justizhülser, denen zur Verhinderung von Fluchtversuchen die Füße mit Eisenketten befestigt sind, den ganzen Tag über auf der Landstraße arbeiten und werden nachts gefesselt in schmutzigen und ungelüfteten Baracken eingesperrt.

Die USA-Zeitschrift veröffentlicht das Bild eines Gefangenen, dem man mit scharfen Strichen schwere Narben auf die Stirn ge-

schunden hat, so daß er nur mühselig sich bewegen kann. In dieser Hölle muß der Mann den ganzen Tag über schwere Erdarbeiten ausführen, wobei die Striche der Eisenstäbe unablässig in seiner Haut festsitzen. Sankte es sich um einen Schwerverbrecher, wäre kein Wort zu verlieren, so aber dreht es sich um einen sonst unbescholtenen Bürger, der wegen Fahrlässigkeit beim Autofahren zu einem Jahr Gefängnis verurteilt worden war.

Ein beherrschendes Element der Gefangenenbehandlung ist das sogenannte rauchende Schwitzbad. Die Gefangenen werden in einem kleinen, von außen feisbaren Raum zusammengesperrt, der dann erhitzt wird. Erst vor zwei Jahren fand, wie „Life“ eingesteht, ein Gefangener, der mit 21 anderen in einer solchen Schwitzzelle zusammengesperrt war, den Tod durch Erstickung. Die Furcht der Unglücklichen vor diesen Zwangsarbeiten auf dem Lande und der damit verbundenen Auslieferung an den Sadismus der Gefangenenwärter ist so groß, daß sich die Strafgefängnisse vor dem Abtransport vielfach gemächlich die Beine brechen oder die Haken abschneiden, nur um sich dadurch der furchtbaren Behandlung zu entziehen.

Diese geradezu unvorstellbaren Zustände haben, dem Eingeständnis von „Life“ zufolge, ein solches Ausmaß angenommen, daß nunmehr, nachdem ein neuer Gouverneur die Leitung des Staates Georgien übernommen hat, eine Untersuchung durchgeführt werden soll, um eine Milderung des Strafsystems zu erwirken. Dieser Bericht „Life“ nicht, was Miller Roosevelts zu diesen Zuständen in seiner Idealdemokratie geküßelt hat oder ob er sich überhaupt darum zu kümmern gedenkt. W. S.

HANS HEISE Aufruhr der Jugend

Alle Rechte bei: C. Duncker Verlag, Berlin

Der Reeder, von begreiflicher Sorge um die Zukunft erfüllt, hatte sich sofort einen Wagen mit jungen, ralschen Pferden verschafft und dem Fuhrmann eine Extrabelohnung für eine schnelle Fahrt versprochen.

Reeder Burmeister galt nicht als Unrecht als ein Mann von erlauchter Großartigkeit und Wohlstand. Er war eine wunderliche Erscheinung, groß und breit, stets mit ausgelassener Sorgfalt gekleidet. In den Winkeln seiner blauen Augen stand ein immer noch jugendlicher Überwüchsigkeit Optimismus. Der Anblick seiner arg mitgenommenen Wohnung konnte ihn keineswegs erschüttern. Diese Dinge konnte man ersehen, sie ähnelten nicht. Er sowohl wie seine Frau waren überglücklich, daß Luise nichts gesehen war, daß sie lebte und so gesund war wie je.

„Da hast du also in dieser Nacht gleich zwei Kavaliere gehabt, Kind, die dich beschützten?“ sagte er, während die Familie mit Laroché ein Frühstück aß. Der blaue Kachelofen verbreitete behagliche Wärme, der Tisch war reich gedeckt. Neugierig erinnerte nichts an die Söhne der vergangenen Nacht.

„Denn das Eingreifen des Herrn Leutnants waren wir sicherlich verloren gewesen“, antwortete Luise mit einem dankbaren, bewundernden Blick auf den französischen Offizier. Er lag den Fenstern gegenüber das volle Licht des Tages traf sein hübsches, junaebast unbekanntes Gesicht. Söllig, mit einer kaum merklichen Neigung des Oberkörpers, verzweigte er sich an Luise hin. „Ich habe nur

meine Pflicht als Offizier und als Mann getan“, sagte er mit einem beisehenden Nicken. Aber in dem Blick, mit dem er Luise dabei ansah, lag ein Ausdruck, der den Reeder fassungslos und aufmerksamer werden ließ. Der Mann gefiel ihm nicht, und es mißfiel ihm auch die Begeisterung, mit der Luise ihn immer wieder rühmte. „Ich glaube allerdings kaum, Herr Leutnant, daß sich in der preussischen oder einer anderen deutschen Armee bei der Besetzung einer Stadt solche Szenen hätten abspielen können“, sagte er in einem bewußt leichten Konversationsston. Luise und ihre Mutter erschauerten ob seiner Kühnheit.

„Meine Damen! Ich bin nur ein wenig temperamentvoller als die meisten“, entgegnete Laroché ruhig und nicht ohne Schärfe. — „In der Tat, wenn Sie es so nennen, dann haben sie es hier bei uns unter Beweis gestellt“, gab Burmeister zurück, lächelnd und in dem gleichen gefühlvollen Munde, als unterließe man sich über gleichgültige, nichtige Dinge. Wer in der Gesellschaftsbeziehung, die nun eintrat, spürte alle deutlich die beherrschende Mißstimmung, die den Offizier plötzlich ergriffen hatte. Luises Mutter suchte die Bemerklichkeit des allgemeinen Schweigens zu überbrücken. Sie bot Laroché nochmals Kaffee an, nötigte ihn, zu essen, was er jedoch kurz ablehnte. Dann meinte sie, ob Luise ihrem heldenhaften Retter, welchen Ausdruck sie absichtlich und bewußt wählte, nicht einmal den hübschen Garten, der zum Hause gehörte, zeigen wollte.

„Aber Johanna!“ rief der Reeder mit gutmütigem Spott. „Glaube doch nicht, daß ein Krieger der Grande Nation unsere Novemberblumen interessieren könnten.“ — Laroché erwiderte: „Sie irren sich, Monsieur Burmeister, Blumen finden stets meine Zuneigung.“ Dies mit einem Blick auf Luise, die verwirrt errödete. Kommen Sie, Mademoiselle“, erregte dem jungen Mädchen gelang den Armen. Sie gingen. Der Reeder sah ihnen mit einem unwilligen Blick nach. Er seufzte leise. Das

bumme Kind! Natürlich empfand sie eine verächtliche Dankbarkeit gegen den Leutnant, aber Burmeister nahm sich vor, unter vier Augen mit Luise zu sprechen. Sie war jung, sie konnte die Welt nicht. Etwas mehr Zurückhaltung schien ihm trotz der ungewöhnlichen Umstände angebracht. Luises Mutter teilte die Gedanken ihres Mannes keineswegs. „Du redest dummes Zeug, Vater“, erwiderte sie sich. „Päpsti du denn dein Kind für würdelos? Sie ist ein deutsches Mädchen und weiß genau, was sie zu tun und zu lassen hat. Der Leutnant hat ihre Ehre, vielleicht ihr Leben gerettet. Und im übrigen, — wir sind den französischen Truppen jetzt ausgeliefert, du dürftest ruhig etwas vorsichtiger sein in deinen Äußerungen.“ — „Ich traue diesem Mädchen nicht“, knurrte der Reeder und zog die goldene Tabatiere. Sie blühte in einem Sonnenstrahl, der durch graues Gewölbe brach. — „Ich aber traue meinem Kinde. Und dann, — Luise liebt doch Gimmert Roggenin und er sie.“

Burmeister, die Prife löste zwischen Luise und Luise, hielt mitten in der Bewegung inne. „Wie?“ rief er. „Das ist mal eine Neuigkeit . . .!“ Dann schmunzelte er breit und zufrieden. „Ich hätte nicht gegen diesen jungen Mann als Schwiegereltern einzunehmen. Dann kann ich es mir allerdings wirklich erlauben, mit dem Kinde über Laroché zu reden.“ — „Schwiegereltern?“ meinte Frau Burmeister. „Du meinst, wie man im Nachbarbaufer über uns denkt.“ — „Das hat unter diesen Umständen wenig zu bedeuten“, antwortete der Reeder und schmunzelte nun wirklich die Prife. Er erhob sich. „Ein Hüstelp, ein Brausewind, der junge Mann. Aber ein ausländischer Junge. Intellektuell. Der alte Duersopf Roggenin wird in dieser Angelegenheit bestimmt nicht das letzte Wort zu reden haben.“ Mit diesen Worten, verknüpft vor sich hinlächelnd, verließ er das Zimmer, um sich in sein Kontor zu begeben. Seine Frau sah flammend hinter ihm her.

Die Sonne, die soeben noch geschienen, war

wieder verdeckt von jagenden Wolken, und die großen Räume des Gartens riefen ihre schwarzen, tablen Äste gegen einen hohen perlmuttgrauen Himmel. Zwischen den bunten Flecken taumelten Herbstblätter, zwischen fallen, vom Wind abgeriffenen Geblättern blühten in der Tat auf einigen Beeten noch Ästern und Veergewinn. Arm in Arm wandelten Luise und Laroché auf den Kiesbepflanzten Wegen einher.

Dem jungen Mädchen war ein wenig bekommen zumut. Bei aller Dankbarkeit, die es für den Leutnant aufrichtig empfand, verstand es doch nicht, warum er ihren Arm so stark und fest an sich preßte. War dies etwa die neueste Sitte in Paris? Laroché hatte ihr erzählt, daß Paris seine Heimatstadt wäre, obwohl er in Wahrheit in irgendeinem kleinen Provinzstädtchen des südlichen Frankreichs geboren war. Er glaubte, es müsse der jungen Deutschen imponieren, mit einem leidenschaftlichen Pariser zu tun zu haben.

Luise versuchte mehrmals, durch ein heftiges Zerkeln ihres Armes zwischen sich und Laroché mehr Abstand zu schaffen. Es war vergebens. Ihr kummer, aber Kampf schien den Leutnant nur zu belustigen, während er ihr erzählte, daß er voraussichtlich einige Wochen in der Stadt bleiben werde, und daß er sich darüber freuen. Sein Regiment gehöre nicht zu den Truppen, die zur Verfolgung der Preußen eingesetzt wären und die, wahrscheinlich schon heute, die blühende Armee zusammenbauen würden.

„Sie tun ja gerade, Monsieur, als wüßten die Preußen sich gar nicht zu schlagen“, konnte Luise nicht umhin, ärgert zu bemerken. Gleichzeitig errödete sie und fürchtete, etwas Gefährliches gesagt zu haben. — Laroché lächelte überlegen. „Die Armeen des Kaisers sind unbesieglich“, sagte er stolz.

„. . .!“ Luise riß sich mit einer heftigen, plötzlichen Bewegung von seinem Arm, blickte sich nieder zu einem Herabdehnen. Es war wirklich unvorstellbar, wie Laroché sie an sich preßte, sie bemühte den Vorwand, um dem ein Ende zu

machen. „Sehen Sie nur, Monsieur, sind die Blumen nicht schön?“ rief sie. — „Süperb, Mademoiselle!“ rief er, den Blick auf ihrem hellen, blonden Haar, auf ihrem zarten Nacken. „Dürfen diese Blumen nicht abgepickt werden?“ hörte sie über sich Larochés dunkle klingende Stimme. „Doch . . .!“ Luise seufzte. „Natürlich. Warum nicht . . .?“ Sie schloß, wie ihr das Blut in die Wangen schoss. Er wußte sie ja geradezu, ihm Blumen zu schenken. Eigentlich war es eine Frechheit.

„Nicht Blumen? Es ist die Farbe der Liebe“, sagte Laroché, als er den kleinen Strauß nahm. „Ich werde versuchen, mich dieser hübschen Auszeichnung würdig zu erweisen.“ Dabei sah er ihr tief in die Augen. — „Aber Sie haben mich ja um die Blumen gebeten“, suchte sie auszuweichen.

Nun ergriff er auch noch ihre Hand, um sie zum Dank zu küssen. Es konnte sie nicht übersehen, daß dies sehr lange und sehr heftig geschah. Sie blühte indes hilflos zum Haus hinüber, aber niemand war hinter den Fenstern zu sehen und niemand kam, um sie aus dieser unangenehmen Situation zu erlösen. „Der Morgen ist doch eigentlich schon recht früh“, sagte sie kaltblütig, jedoch nicht unfreundlich. „Ich glaube, es wäre besser, wir gingen zurück ins Haus.“

Er spielte burleskes ein komisches Entsetzen, so daß sie unwillkürlich darüber lächeln mußte. „Jeden ist kalt, Mademoiselle?“ rief er. „Aber Sie haben doch ganz warme Hände? Und auch Ihre rötlichen Wangen strahlen Sie an. Ich bin Ihnen denn unangenehm, mit mir zusammen zu sein?“ — Er hatte wirklich eine hinterhältige Art, Fragen zu stellen, auf die sie unweigerlich die Antwort geben mußte, die er hören wollte. „Wie können Sie nur so etwas von mir denken? Mit einem Offizier der Grande Nation zusammen zu sein, ist doch allein schon eine Auszeichnung!“

(Fortsetzung folgt.)

